

„Die verstehen mich sofort“

KLASSIK Dmitrij Kitajenko spielt mit dem Gürzenich-Orchester Tschaikowsky ein

VON MARKUS SCHWERING

Sein womöglich schönsten Geschenk zum bevorstehenden 70. Geburtstag (18. August) hat sich Dmitrij Kitajenko selbst gemacht: Soeben ist beim Label Oehms Classics die von ihm dirigierte Aufnahme von Tschaikowskys „Manfred“-Sinfonie erschienen – mit dem Kölner Gürzenich-Orchester. Es ist der Auftakt einer Komplettaufnahme der Tschaikowsky-Sinfonien, von denen die Nummern 1, 2 und 6 ebenfalls schon „im Kasten“ sind. Nach dem kompletten sinfonischen Schostakowitsch und dem kompletten Prokofjew jetzt also der Romantiker – das Kölner Traditionsorchester macht unter seinem russischen Gastdirigenten schwer „auf Russisch“.

Mit Erfolg. Nicht nur legt Kitajenko in den Gürzenich-Konzerten regelmäßig glanzvolle Auftritte hin. Vielmehr bestätigen auch die Auszeichnungen für und das allgemein hervorragende Echo auf die bisherigen CDs, dass sich da zwei offensichtlich gesucht und gefunden haben. Kitajenko ist jedenfalls von der jahrelangen Zusammenarbeit begeistert: „Es geht wie von selbst: Die Musiker deuten meine Impulse, meine Energie richtig, ich muss keinen Druck machen. Wenn ich forte haben will, reicht eine kleine Bewegung – sie verstehen mich sofort.“ Das Orchester sieht es genauso: 2009 verlieh es Kitajenko den Ehrendirigenten-Titel – den zweiten überhaupt

Den Titel eines Ehrendirigenten hat vor ihm nur Günter Wand bekommen

in seiner Geschichte. Den ersten hatte Günter Wand bekommen.

Dabei ist der gebürtige Leninigrader, der mit seiner Frau in der Schweiz einen festen Wohnsitz hat (und neben der russischen eine zweite eidgenössische Staatsbürgerschaft besitzt), selten in Köln – im Schnitt einmal im Jahr. Wobei er aus diesem Anlass Gürzenich-Konzert und CD-Aufnahme praktischerweise zusammen erledigt. Das nächste Mal kommt er im November – da steht Tschaikowskys Nummer 5 auf der Agenda.

Kitajenko ist seit 2004 seine verschiedenen Chefdirigenten-Posten (in Bern und Seoul) los und reist als vielbeschäftigter Freischaffender durch die ganze Welt. Wir treffen ihn in Leipzig. Im Gewandhaus ist gerade die Probe zu Fide – Brahms und Pro-

kofjew stehen auf der Agenda. Die Musiker strömen aus dem Konzertsaal, in dem lange Zeit Kurt Masur das Sagen hatte. Unter ihnen Kitajenko, schon von Ferne an seinem schlohweißen Schopferkennbar. Ja, die Sitzung war anstrengend, der 69-jährige ist fürs Erste geschafft, erholt sich aber im Gespräch überraschend schnell – selbst wenn er mitunter nach den passenden deutschen Wörtern suchen muss. Das Gewandhaus-Orchester kennt Kitajenko, der 1990 die Sowjetunion endgültig verließ und in den Westen ging, seit 1974, also noch aus DDR-Zeiten. Leipzig damals? „Sehr sauber, auf den Straßen nur Wartburgs und Trabis.“ Das Orchester? „Sehr diszipliniert und motiviert, wie die Dresdner Staatskapelle herausragend im deutsch-romantischen Repertoire, nicht ganz so bei anderen Komponisten.“ Womit Kitajenko wohl die Russen meint.

Das ist heute womöglich nicht anders. Und bezeichnet für Kitajenko halt auch den Unterschied zwischen Gewandhaus und Gürzenich – abgesehen davon, dass jedes Orchester der kulturellen Globalisierung zum Trotz seinen spezifischen Klang habe. Er formuliert es so: Wo man sich in Köln rasch und gleichsam wortlos verstehe, da brauche es anderswo Zeit, „um den Klang zu erklären, den ich haben will“. Generell folgten viele Musiker den

Vorgaben der gedruckten Partitur und den dynamischen Angaben viel zu schematisch: „Ein Pianissimo ist nicht warme Luft – es darf nicht schwer, muss aber hörbar sein und hat seine eigenen Farbe und Atmosphäre.“ Das gelte auch für ein vierfaches Fortissimo, das nicht einfach einen Höllenlärm bedeute, „den kein Hörer mehr aushalten kann“.

Das Gürzenich-Orchester tut da wohl mehr oder weniger von sich aus das Richtige, und es ist dieser geschmeidige Klangsinn,

Eine glückliche Balance zwischen hartem Draufschlagen und kitschnahem Schwulst

der es Kitajenko zufolge auch und gerade bei dem neuen Projekt glücklich die Balance halten lässt zwischen einem harten Draufschlagen und jenem kitschnahem Schwulst, den die schlechte Tschaikowsky-Interpretation aufführt. Das zeigt auch die Aufnahme der emotional bewegenden, wenn auch konzeptuell problematischen „Manfred“-Sinfonie, dieser fiktiven musikalischen Biografie des Helden aus Byrons Dichtung. Sicher dürfen hier die Geigen schwelgen und trauern und hinsterven, aber der Klang wird eingebunden in eine genaue und lapidare Formkonzeption. Da vernebelt nichts, und

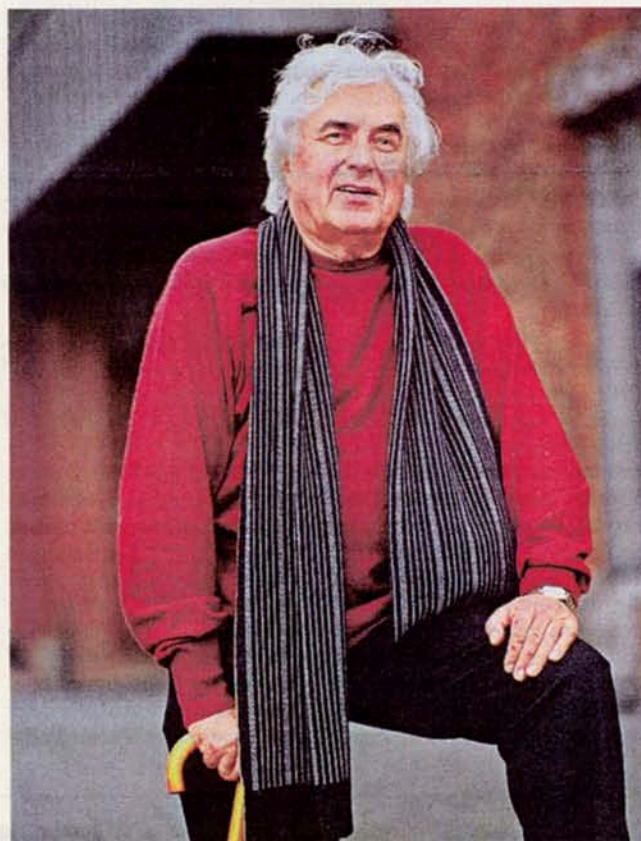
sehr dramatisch ist die Darstellung obendrein.

„Wärme“ und „Eleganz“ sind Eigenschaften, die Kitajenko selbst in hohem Maße eignen – als Musiker wie als personale Erscheinung. Beide verbinden sich bei zu einer in dieser Form seltenen souveränen Herzlichkeit des Umgangs. Sein Credo: „Der Weg zur Musik geht ohne die Peitsche. Es kommt auf Herz und Erkenntnis an.“

Das Tschaikowsky-Projekt macht den Russen in diesem Sinne geradezu lodern. Nicht nur die sechs Sinfonien, sondern auch die Ouvertüren und sinfonischen Dichtungen, dazu eine vom Komponisten nur fragmentarisch hinterlassene siebte Sinfonie möchte er, wenn es nach ihm ginge, mit den Gürzenichern machen. Woher dieses Sendungsbewusstsein, das sich auch durch Hanslicks und Adornos Negativurteile über den Künstler nicht beeindrucken lässt?

Weil die Musik Tschaikowskys, dieses „beliebtesten Komponisten der Welt“, eben „nicht nur Musik ist, sondern das ganze menschliche Leben umfasst und gestaltet“ – und das in einer luziden und perfekten klanglichen wie formalen Architektur, in der der Geist des großen Vorbilds Mozart weiterlebe. Die Sechste etwa, die „Pathétique“, sei ein Requiem, „eine Konfrontation mit dem Tod“, die den Hörer, wenn es mit rechten Dingen zugehe, zur eindringlichen Befassung mit der eigenen Existenz führen müsse. Kitajenko und die Musik seines Heimatlandes – für das Kölner Publikum mag diese Kombination selbstverständlich sein. Der Ehrendirigent lehnt es freilich ab, in die Russenschublade gesteckt zu werden. Tatsächlich enthält das Kölner November-Konzert nicht nur Tschaikowskys Fünfte, sondern auch Webers „Oberon“-Ouvertüre und Mozarts Linzer Sinfonie. „Klar, dass das Orchester“, so sagt er, „einen Russen als Tschaikowsky-Dirigenten haben will.“ Aber jeder Musiker habe das Recht, nicht nur Musik des eigenen Landes zu spielen. Andererseits sterbe die Musik auch, wenn sie nur im Land ihrer Entstehung bleibe. Sie werde dann keine Weltkultur. Darauf aber komme es an: „Tschaikowsky gehört allen Menschen.“

Tschaikowskys „Manfred“-Sinfonie Opus 58 mit dem Gürzenich-Orchester unter Dmitrij Kitajenko ist als Multichannel-Hybrid-SACD beim Label Oehms Classics erschienen.



Dmitrij Kitajenko vor der Kölner Philharmonie

BILD: FRIEDRICH